

40 249 2/2

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. v. H. Noll, Gießen.

Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir seh'n uns wieder,
Es sind die Toten uns nicht ganz verloren.

Lehne.

1. Teil.

Es war ein wunderschöner, warmer Septembertag. Ein wolkenloser blauer Himmel lachte auf die schon etwas herbstlich geschmückte Erde herab, und die Sonne strahlte in wahrhaft sommerlicher Glut, als wollte sie die Menschen über das Nahen der rauheren Jahreszeit hinwegtäuschen. Mir wurde der Tragen zu warm; ich nahm ihn von den Schultern, während ich meinem Lieblingsaufenthalte, dem St. Annenkirchhofe, zustrebte. Dort umjängt mich stets ein tiefer Friede, wie ich ihn selbst im Gotteshaus nie empfinde; eine himmlische Ruhe überkommt mich, und losgelöst von allem Irdischen ist dort meine Seele.

Wie du weißt, habe ich in meinen jungen Jahren viel gekämpft und gelitten, und als ich das Glück endlich zu halten glaubte, da wurde es mir von neidischer Hand entzissen — mein heißgeliebter Mann starb mir plötzlich nach sechsjähriger glücklicher Ehe, und mein einziges süßes Kind folgte ihm nach einem Monat schon. Von meinem Schmerze will ich nicht sprechen; still habe ich ihn in mir niedergelämpft — meine Tränen sah nur Gott allein! Ich kann mein Unglück und mein Leid nicht in die Welt hinausschreien, aber mein Haar ist grau geworden und mein Auge trübe; — die Hände habe ich mir wund gerungen im Kampf mit meinem Schmerze und gar oft gruben sich in heißer Verzweiflung meine Nägel tief in den grünen Hügel, der mein Liebstes in sich birgt.

In einem stillen Schweizerdorfe endlich, im Angesichte der ewigen, großartigen Natur, habe ich Heilung für meine angegriffene Gesundheit und Linderung für meinen Schmerz gefunden, und dort auch habe ich mich durchgerungen zu einer Ruhe und Ergebenheit, wie ich sie früher nie für möglich gehalten; da habe ich die stürmischen Wünsche und Hoffnungen der Jugend für immer begraben. Das mir beschiedene Glück habe ich genossen — mehr als viele andere — und mehr als viele andere habe ich dem Erdenleib und Erden Schmerze meinen Tribut zollen müssen. Das hat mich indes nicht hart und selbstsüchtig gemacht; ich habe ein warmes Herz für andere behalten, wenn ich auch einsam und allein bin!

Doch davon will ich weiter nicht reden, sieben Jahre sind seitdem vergangen, und die Zeit lindert ja alles! — Meine Erholung ist der tägliche Gang nach dem Friedhofe, wo ich die Gräber meiner Lieben schmücke, und wo ich so gern eine Stunde stiller Beschaulichkeit verleve. — Doch wenn man so oft wie ich an jener Friedensstätte weilt, bekommt man auch Interesse für andere Gräber, und für diejenigen,

die darin ruhen. Da frage ich mich wohl: Woran ist er gestorben? — Hat ihn der Tod mitten aus dem blühenden Leben gerissen? Kam er unerwartet oder schmerzlich herbeigesehnt? Und mächtig bewegt sind dann oft meine Gedanken.

So siehe ich gar häufig sinnend vor einem einfachen Grabhügel, der ganz von Efeu übersponnen ist — nur ein einziger Rosenstock, der herrliche weiße Blüten trägt, ist darauf gepflanzt. Eine schwarze Marmortafel trägt die kurze Inschrift:

Mary Winters.

Geb. am 26. Juni 18..

gest. am 18. Dezember 18..

Ruhe sanft!

Wer mochte das junge Wesen sein, das in der Blüte der Jahre dahingerafft und hier zur Ruhe gebettet ist, die es vielleicht auf Erden nie gefunden? Keine liebende Hand pflegt das Grab, verlassen liegt es da — nur vom Friedhofwärtler oder seiner Frau notdürftig in Ordnung gehalten, wie ich beobachtet habe. Einmal habe ich den Mann danach gefragt, der hat aber nur die Achseln gezuckt und mir kurz erwidert, er wüßte es nicht; er besorge das Grab im Auftrage eines Dr. Samann, der kürzlich verstorben sei! Jedoch bemerkte ich, wie sein Auge feucht wurde und wie es um seinen Mund zuckte. Ich hatte mir vorgenommen, ihn doch nochmals danach zu fragen: damals wollte ich nicht weiter in ihn dringen, wer weiß, wessen Geheimnis er hüten wollte! — Mir tut das einsame Grab, das mir ein mir selbst unerklärliches Interesse einflößt, leid, und hin und wieder lege ich ein einfaches Sträußchen darauf nieder. —

Dann ist mir in der Nähe des Eingangs noch eine Grabstätte besonders bemerkenswert, die zwei Gräber enthält — ein großes und ein kleines.

Ruhestätte der Familie Wolfsburg.

Die Platte auf dem Kindergrab trägt die Inschrift:

Unser Hasso.

Geb. 10. Juli 18..

gest. 10. Oktober 18..

Wie einfach und rührend die Worte: Unser Hasso! Welch eine Fülle von Schmerz und Liebe bergen sie! Ach, ich kann mir wohl denken, was die armen Eltern gelitten haben, ihren Liebling dahinzugeben! Die arme Mutter — der arme Vater — doch er ist ja mit seinem Kinde vereint; denn die andere Grabstätte birgt seine sterbliche Hülle. Auf kostbarer Marmortafel ist zu lesen:

Hier ruhet mein heißgeliebter Mann
Hasso Wolf Freiherr von Wolfsburg
Hauptmann im 10. Infanterieregiment

geb. 2. April 18..

gest. 1. Juli 18..

Groß ist mein Schmerze!

Wie hat sie mir leid getan, die Frau, der das Schicksal ebenso wie mir mitgespielt — die ebenfalls ihr Liebstes hat hingeben müssen — wie mußte sie leiden beim Anblick der bei-

den Gräber, besonders des letzteren, das noch so unheimlich frisch ist. — So waren meine Gedanken, und ich war begierig, die Frau jenes Mannes zu sehen, den auch ich gekannt als den schönsten, schneidigsten Offizier seines Regiments.

Und ich habe sie vor einigen Wochen gesehen!

Eine große, volle, fast zu üppige Erscheinung, der die hochlegante Trauervorlette sehr gut zu dem weißblonden Haar und der rosigen Gesichtsfarbe steht. Ich habe sie beobachtet, wie sie auf jedes Grab einen Kranz legte, den ihr der Diener reichte, wie sie sich dann in grazioser Haltung auf der Ruhebant niederließ — und nach einer kleinen Weile einen Taschenspiegel in die Hand nahm, vor dem sie sich die Stirnlöcher zurechtspulte. — Was mochte in ihrer Seele vorgehen? — Mich faßte ein förmlicher Haß gegen dieses üppige, so gesund aussehende Weib — nein, sie hatte das Mitleid fremder Leute bei dieser Seichtheit des Empfindens nicht nötig, und da begriff ich auch, wie der Mann mit dem groß und edel denkenden Herzen unmöglich an der Seite eines solchen Wesens glücklich werden konnte. Was mag in ihm vorgegangen sein, was muß er gelitten haben, ehe dieser Hügel seine sterbliche Hülle bedeckte? — Da ruht er nun, der Herrlichsten einer — dereinst geachtet und geehrt von seinen Vorgesetzten, geliebt von seinen Kameraden und vergöttert von seinen Untergebenen! Ost bleibe ich stehen an dem kunstvoll getriebenen Sitter und blicke auf das frische Grab, das stets mit den herrlichsten Blumen geschmückt ist. Bergilbte Vorbeerkränze mit halb vermoderten Schleifen und ehrenvollen Widmungen liegen noch da; doch was hast du davon, du armer Mann! Du verlangst sicher nicht danach — was du suchtest, war Ruhe, und die hast du ja endlich gefunden, du und jenes Weib, das da hinten an der großen Linde schlummert unter dem einfachen, schmudlosen Grabhügel.

— Die Luft hatte mich müde gemacht; ich suchte mein Lieblingsplätzchen auf — eine schlichte Bank unter jener alten schönen Linde — vor mir meine beiden Gräber und nicht weit davon das von Mary Winters! Da sitze ich nun und denke — die laue Luft umschmeichelt mich kosend, warmer Sonnenschein liegt auf all den Gräbern, daß die weißen und schwarzen vergoldeten Kreuze flimmern, so daß ich, davon geblendet, die Augen schließe. Ueber mir rauscht es so geheimnisvoll in den Zweigen des Baumes und mich überflutet eine süße Mattigkeit — es ist hier auch ein so weltverlorenes einsames Plätzchen, wohin sich selten jemand verirrt. Eine eigene Stimmung bemächtigt sich meiner — es rauscht stärker, geheimnisvoller über mir, und mir ist, als hörte ich eine sanfte, unendlich süße Stimme, und ich sehe auch das Wesen, dem diese Stimme angehört — ein wunderholdes, blondes Mädchen mit unergründlich tiefen Augen, aus denen eine Welt von Schmerz und Leid spricht. Sie hebt die schmalen, kinderkleinen Hände — doch als ich genauer nach ihr blicke, zerfließt sie in weichen Nebel. Die alte Linde aber raunt mir zu: Höre, ich will dir von jenem Grab erzählen; ich weiß alles. Aufmerksam lausche ich den Worten — es war eine ergreifende Geschichte von zweien, die nicht zueinander kommen konnten.

— Da fühlte ich mich am Arme gepackt. Erschreckt sprang ich auf. Vor mir stand der alte Berger, der Friedhofswärter, verlegen seine Mütze in der Hand haltend.

„Entschuldigen Sie nur,“ sagte er, „aber ich meine, es wird zu kühl, und die Frau Doktor könnten sich leicht etwas holen. Sie haben nämlich lange geschlafen!“

„Wahrhaftig, Alter,“ entgegnete ich, einen Blick nach der Sonne werfend, die schon tief am Horizonte stand, „wahrhaftig, ich glaube, ich habe geschlafen! Und denken Sie, was mir Sonderbares im Schlafe begegnet ist — jene Mary Winters ist mir erschienen und hat zu mir gesprochen.“ Ungläubig schüttelte er den Kopf.

„Ja, ja, Berger, Sie können es mir glauben! Uebrigens, wollen Sie mir denn nicht die Geschichte von ihrem Leben erzählen?“ bat ich.

„Ich weiß nichts,“ beharrte er.

„O doch,“ erwiderte ich, „wenn Sie nur wollen, könnten Sie mir sicher erzählen! Ich verspreche Ihnen, zu schweigen — und ich sollte meinen, daß Sie mich genügend kennen, Berger!“

„Ja, Frau Doktor, das tue ich — und Sie haben recht, ich weiß alles. Nur spreche ich nicht gern darüber, weil es gar zu traurig ist.“

„Ach, Sie haben Mary Winters gekannt?“

„Ja, und ein schöneres Mädchen gab es wohl nicht; wie ein wirklicher Engel sah sie aus mit ihren blonden Locken und dem weißen Gesicht. Sie hat mir auch ihr Bild gegeben?“

„Darf ich das Bild sehen?“ fragte ich.

„Dann müssen Sie sich schon zu mir bemühen,“ entgegnete er, „meine Alte hat es in Verwahrung, und dann wollen wir Ihnen auch erzählen, was wir wissen — aber nicht darüber sprechen.“

So ging ich mit ihm nach seinem schmuden Häuschen, das gar lauschig inmitten hochragender Bäume lag. Wir beide kannten uns schon lange. Damals vor sieben Jahren hat er meinen Mann und mein Kind begraben und mich manchmal durch seine schlichten Worte getröstet, wenn mich der Schmerz an den frischen Gräbern zu übermannen drohte. Während der langen Zeit meiner Abwesenheit aber hat er gar treulich für die Gräber meiner Lieben gesorgt, und so etwas bringt die Herzen einander näher, als manches andere.

„Ja,“ sagte er im Gehen, „sie hat sich mal mit ihrem Liebsten hier getroffen; das war ein schmuder Offizier, dessen Bild wir auch haben. Im Müd der jungen Leute sind wir wieder jung geworden — und dann das traurige Ende! Ich möchte mich wohl noch mehr um das Grab kümmern; doch ich habe zu viel zu tun, und ich werde auch immer älter. Den weißen Rosenstock habe ich ihr darauf gepflanzt — sie hatte einmal zu mir gesagt: „Wenn ich sterbe, Berger, möchte ich ein ganz einfaches Grab haben — nur Efeu und weiße Rosen!“ —

In der einfachen, blühsauberen Stube saß seine Frau am Fenster und strickte, während neben ihr auf der Fensterbank behaglich schnurrend eine graue Kaze lag.

„Hier bringe ich dir Besuch, Frau,“ rief der Alte, „die Frau Doktor Schöne will gern etwas von deinem Engel hören.“

„Ach Gott,“ entgegnete Frau Berger aufstehend, indem sie sich mit der Hand über die Augen fuhr, „ach, ich werde immer so traurig, wenn ich an das arme Mädchen denke, trotzdem sie uns eigentlich gar nichts angeht, und wir gar nichts weiter von ihr wissen; aber sie war so schön und gut!“

Ich setzte mich auf das Sofa, und nach allerlei alltäglichen Fragen und allerlei Umständen holte sie endlich die Bilder, die sorgsam in Seidenpapier gehüllt waren. Ich nahm eins davon zur Hand, und mit Mühe unterdrückte ich einen Ausruf des Erstaunens — das war ja Leutnant Wolf von Wolfsburg, der mir da im Wilde entgegentrat, so lebensfrisch, wie ich ihn zuletzt gesehen — ein stolzes, edles Gesicht, ein feingezeichnetes, von einem dunklen Bärtchen besetzter Mund, um dessen Lippen ein herzgewinnendes Lächeln lag. Den feurigen, geistprühenden Blick, der ihm eigen war, den konnte der Photograph freilich nicht so wiedergeben — überhaupt war das Bild, trotz seiner guten Ausführung, nur ein schwacher Versuch, sein interessantes, edles Gesicht naturgetreu wiederzugeben. Also er war der „Liebste“ von Mary Winters! Ich war aufs höchste neugierig, das Bild derjenigen zu sehen, die es verstanden hatte, sein Herz zu bezwingen. Und wie ich es sah, begriff ich ihn! Ein Gesicht, so wunderhold, war mir noch nie begegnet: ein wahrhaftes Engelsgesicht mit seinen edlen Zügen, wie man sie in solcher Reinheit selten findet, dazu ein paar Augen von hinreißendem Ausdruck, ein Mund von entzückendem Liebreiz — ein Mund, der nur zum Küssen geschaffen schien! Lange betrachtete ich die Bilder, auf deren Rückseite geschrieben stand: J. Fredl. Andenken. Aus Dankbarkeit gewidmet von Mary Winters und Wolf von Wolfsburg.

Schweigend legte ich sie endlich aus der Hand, doch so, daß ich sie noch immer betrachten konnte. Ich habe eine Schwäche für schöne Gesichter, für schöne Menschen, und gar manche interessante, auffallende Erscheinung habe ich gesehen und kennen gelernt, jedoch noch kein Weib, das so viel Liebreiz in sich vereinte, wie dieses Mädchen hier. Wie betäubend muß das Original gewesen sein, wenn schon das Bild einen solchen Eindruck auf mich machte! —

(Fortsetzung folgt.)

Nur eine kleine Leutnantsfrau.

Skizze von Ilse-Dore Tanner.

Der Tisch war abgeräumt und das Licht der Petroleum-Lampelampe fiel auf Stoffballen, Papierschnittmuster, Spitzen, Garnrollen und all den sonstigen Arnskrans, der zur Schneiderei gehört. Die blasse junge Frau, die damit herumhantierte, suchte

Offers und süßte gedankenvoll, als grüßte sie über schweren Problemen, den blonden Kopf in die Hand. Endlich atmete sie erleichtert auf, und ein freudiges Lächeln kam auf ihr liebes, etwas müdes Gesicht. Sie ging hinüber in das Herrenzimmer, wo ein junger Offizier arbeitend am Schreibtisch saß.

Sie setzte sich sacht auf die Lehne seines Schreibtischstuhles, legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihn auf das Ohr.

„Nun, Liebling?“ fragte er zärtlich.

„Denke dir, Kolf, ich bekomme doch wirklich die Schulkleidchen für die Zwillinge aus meinem alten dunkelblauen Kostüm heraus, da spare ich eine Menge Geld, und wenn ich mein blaueisernes Kleid etwas verändere und mit den Spitzen von Tante Frida garniere, geht es auch noch — Gott sei Dank, mir fällt ein Stein vom Herzen, ich hätte sonst auch nicht aus noch ein gewußt!“

Der Mann zog sie auf seinen Schoß. „Das ist ja famos, du bist wirklich eine Künstlerin. Am Ende findest du auch noch ein Zaubermittel, das uns ermöglicht, diesen Monat noch die beiden Häuptlinge mit ihren Frauen einzuladen.“

Sie nickte lebhaft.

„Ja, es wird gehen, Kolf, ich habe mir das eben auch noch berechnet. Ich hab's doch noch eine kleine Sparfasse —“ sie erröte, als sie seinen erstaunten Blick bemerkte, „darin sind ganze 6 Mark! — das nehme ich dazu, und dann die beiden Hasen, die Mama mir Sonnabend schickt, die geben den Braten — wir müssen nur auf jeden Fall zu Montag oder Dienstag einladen. Friß wird dann allerdings noch etwas auf den neuen Wintermantel warten müssen, dazu wollte ich nämlich das Geld auf sammeln.“

„Schrecklich, dieses Sparen und Knapsen.“ Kolf von Bornin seufzte ungeduldig — „und, daß du, mein armer Liebling, es so schwer hast, daß du verwöhntes Prinzchén dich nun als meine Frau so abquälen mußt, das ist mir fürchterlich.“

Die junge Frau schlug stürmisch ihre Arme um den Hals des Gatten. „Aber, Kolf, das tue ich doch so gerne, das ist mir keine Quälerei. Ich denke nur immer, wie sehr viel besser du es haben würdest, wenn du ein reiches Mädchen geheiratet hättest.“

„Dummdchen“ er lachte froh — „besser wie ich es habe kann es kein König haben — aber du, du müßt und sorgst dich ab für mich und die Kinder, und ich kann dir so gar nichts bieten und schenken, was andere junge Frauen von ihren Männern bekommen, hübsche Kleider, Schmuckachen, Reisen — —“

Sie schloß seinen Mund mit Küßchen: „Nichts brauche ich nichts — wenn du mich nur immer lieb behältst.“

Er hielt einen Augenblick sein zartes junges tapferes Weib fest an sein Herz gepreßt, seine Hand fuhr zärtlich über ihre schmale blasse Wange. „Aber du überanstrengst dich, du zehrst dich auf, mein Lieb, du bist blaß und schmal geworden. Heute erst wieder sagte die Frau Oberst zu mir: Ihr Frauchen sieht überzart aus, lieber Bornin, die mühte mal für ein paar Wochen ganz heraus aus Kinder- und Wirtschaftsjorgen — und damit hat sie recht, Vordchen, ob du willst oder nicht: wenn meine Schwester Grete kommen kann, nimmst du die Einladung von Heinemanns nach Grunewald an und erholst dich mal gründlich, sonst klappst du eines schönen Tages zusammen. Daß Grete uns gut versorgt, weißt du, also zu ängstigen brauchst du dich nicht.“

„Aber die Kleinen werden sich bängen.“

„Das ist bei Kindern nicht so schlimm, und Tante Grete haben sie auch lieb, und wenn sie ihr Mütterchen mal eine Zeitlang entbehrt haben, sind sie nachher desto artiger.“

„Ja, ich habe ja selbst daran gedacht, daß es am Ende ganz gut wäre, ich sammelte neue Kräfte — und Heinemanns schreiben so herzlich — —“ sagte Frau Lore zögernd.

„Es wird überhaupt nicht gefadelt, du läßtst bestimmt,“ sagte Leutnant von Bornin energisch.

Und Frau Lore fuhr nach Grunewald. Zuerst aber lag wirklich die kleine Abendgesellschaft und wurde eine Glanzleistung von Frau Lore's Wirtschaftskunst, dann nähte sie noch tagelang bis in die Nacht hinein an der Garderobe der Kinder und ihrer eigenen. Die letztere wäre beinahe der Grund geworden, daß sie doch nicht gefahren wäre, denn sie war so überaus bescheiden, daß die junge Frau fürchtete, zu sehr von den reichen Verwandten abzustecken, aber schließlich überwand sie auch dieses Bedenken: ein Konkurrieren mit den Millionären war ja doch ausgeschlossen, da kam es auf ein bißchen Einfachheit mehr oder weniger nicht an.

Im Grunewald bei Kommerzienrat Heinemanns war alles noch viel großartiger, als es sich Frau Lore vorgestellt hatte. Man lebte in jeder Beziehung „mit höchstem Komfort“ und machte sich das Leben so angenehm und bequem wie nur irgend möglich. Zum erstenmal lernte sie den Begriff „geschäftiger Mähiggang“ so recht erschöpfend kennen, denn bis ihre Kusine Paula Heinemann frisiert, manifiziert, pedikürt und angezogen war, war ein Drittel des Tages vorbei, und für die übrigen zwei Drittel lagen so viel Verabredungen, Besorgungen, Besuche, Einladungen vor, daß die Dame des Hauses am Abend so müde war, wie nach einem arbeitsreichen Tag, und Lore mit ihr, denn meistens mußte sie, um nicht unhöflich zu erscheinen, ihre Kusine begleiten. Gegen sie war Paula Heinemann von großer, etwas nach Mitleid schmeckender Fremdbillichkeit. „Braves Hausmütterchen“, „arme kleine Familienmutter“ nannte sie sie wohl mit lächelnder Verablassung, wenn Lore einmal von den Thron da-

heim erzählte, und: „die müster- und tugendhafte Hausfrau der guten, alten Zeit ist in Ihnen auferstanden, Frau Lore,“ lachte Frau Konsul Strauß, Paula Heinemanns beste Freundin, spöttisch, und Lore nahm sich vor, nientals wieder hier von ihrem Dabein zu erzählen.

Aber es war doch schön, einmal ganz losgelöst zu sein von den Sorgen und Mühen der Alltäglichkeit daheim, einmal nicht rechnen, nicht sparen zu brauchen, gutes, reichliches, abwechslungsreiches Essen vorgelegt zu bekommen, über dessen Zubereitung sie sich nicht hatte den Kopf zerbrechen brauchen, und wenn sie nicht so oft hätte daran denken müssen, wie gut ihrem Kolf diese kräftigen Fleischspeisen wären, wie sehr ihm die pikanten Vorspeisen munden würden, wie selig die Kinder über die täglichen süßen Speisen wären, hätte sie noch mehr Genuß davon gehabt.

Doch trotz des tiefen Abstandes, der zwischen diesem reichen Haushalt und ihrer bescheidenen kleinen Leutnantswirtschaft daheim war, fühlte Frau Lore keinen Reiz, denn sie merkte, daß all der äußere Glanz nicht die Wärme eines glücklichen Familienlebens ersetzen konnte. Das Ehepaar Heinemann ging gleichgültig nebeneinander her und Kinder waren ihm verlag.

Als Lore von Bornin 14 Tage bei ihre Verwandten war, gaben sie eine größere Abendgesellschaft.

„Heute wirst du eine wirklich moderne Frau kennen lernen, eine Frau, die es verstanden hat, allen zopfigen Vorurteilen zum Trotz sich ihr Leben nach eigenem Ermessen einzurichten. Eine ganz besondere Frau, klug, talentvoll, selbständig und schön,“ sagte Frau Paula Heinemann zu ihrer Kusine, „in Euer spießiges kleines Nest würde sie allerdings nicht passen.“

Frau Lore wollte fragen, warum nicht, aber ihre Kusine wurde fortgerufen, und sie sah sie erst beim Empfang der ersten Gäste wieder, und da dachte Frau Lore nicht eher an die „besondere Frau“, als bis Paula ihr häutig zustüßerte: „Das ist sie,“ und dann mit einem ganz besonderen, fast hochachtungsvollen Ausdruck den einfachen Namen „Fräulein Arnold“ nannte.

Frau Lore sah eine mittelgroße, überschlanke Mädchengestalt von vielleicht 25 Jahren, in deren schmalen klugen Gesicht ein paar große, graue, kühl blickende Augen das Auffallendste waren, die schmale Nase, der kleine vollspivige Mund, das mochte wohl alles schön sein, und Frau Lore wunderte sich, daß sie trotzdem nicht diesen Eindruck hatte. Erst später wußte sie den Grund dafür anzugeben, es fehlte diesem Gesicht der harmonische weibliche Ausdruck. Und trotzdem sie wohl wußte, daß Unsicherheit des Benehmens unter den jungen Mädchen der Großstadt etliche fast unbekannte Eigenschaften ist, so war sie doch erstaunt über diese Art von Sicherheit, die eine überhebende, herausfordernde Note hatte, und sie ärgerte sich über ihre Kusine, über die Damen und Herren des Kreises, die für eine Dame von dem Schlage dieses Fräulein Arnold eine fast unterwürrige Bewunderung hatten.

Und sie war nun wirklich gespannt, die Lebensgeschichte dieses Mädchens zu erfahren.

Als die letzten Gäste gegangen waren und die beiden Kusinen noch mit Frau Konsul Strauß, die zur Nacht blieb, gemächlich bei Tee und Konfekt zusammenfäßen, begann Frau Paula Heinemann.

„Ja also Marie-Luise Arnolds Geschichte! Sie ist die Tochter eines Rittergutsbesizers, da irgendwo aus der polnischen Gegend, war schon als Backisch gefeiert und unschwarz und soll von ihrem Vater — Mutter starb bei ihrer Geburt — sehr verwöhnt worden sein. Von ihren Rummachern hatte ein entfernter Verwandter, Leutnant bei der Garde in Berlin, die meisten Chancen. Es soll eine wirklich große Liebe zwischen den beiden gewesen sein, wie es ja auch die Zukunft bestätigte. Die beiden waren schon einig und die Verlobung sollte proklamiert werden, da starb der alte Arnold, na, und nach seinem Tode zeigte sich, daß die Hinterlassenschaft durchaus nicht seinem großartigen Auftreten entsprach. Man hatte 'ne Million erwartet, und nun blieb Marie-Luise gerade noch die knappe Leutnantspantion. Etwas soll ihr Vetter Jobst ja auch gehabt haben, aber doch nichts gemessen an den Ansprüchen dieser beiden verwöhnten Menschen. Na, Durchschnittsmenschen hätten sich nun wohl doch geheiratet, und „das glänzende Glend“ wäre wieder einmal fertig gewesen, und ich glaube, der Vetter soll ja auch durchaus gewollt haben. Nicht so Marie-Luise. „Ich denke gar nicht daran, Wirtschaftlerin und Kinderfrau in einer Person darzustellen,“ soll sie gesagt haben. Sie machte alles zu Geld bis auf einige hübsche Zimmer-einrichtungen, zog hierher nach Berlin und mietete sich eine nette kleinere Wohnung. Sie hatte immer sehr nett gemalt und gezeichnet, originelle Entwürfe zu Tischkarten und so was, auch Silhouetten geschnitten, nun suchte und fand sie hier Erwerbss- und Abgabewellen und hat sogar eine gewisse Berühmtheit für Porträt-Silhouetten. Sie hat ihren eigenen selbständigen Haushalt, den ihr irgend so ein altes Faktatum von zu Hause besorgt, und ihr Vetter Jobst hat zwei von ihren Zimmern abgemietet. Sie sollen 'ne richtige glückliche Ehe zusammen führen, ohne daß einer an den andern gekettet ist, und ohne all die Beschränkungen, Rücksichten und Repräsentationspflichten, die sonst solch — —“

Frau Lore hatte sich straff aufgerichtet. „Ist das dein Ernst?“ fragte sie ganz entgeistert.

„Aber natürlich, keines Schächeln! Denkst du, ich erzähle dir Märchen?“ lachte ihre Kusine, und „O, Sie heilige Unschuld“, meinte Frau Konsul Strauß.

„Und diese Person läßt du in deinem Hause verkehren, die wird noch besonders hofiert und geehrt?“

Ihre Kusine erröthete leicht und zuckte die Achseln.

„Was willst du — offiziell weiß ich doch nichts von ihrem Privatleben! Sie ist Künstlerin, geistvoll, originell und verkehrt überall in vorurtheillosen, freidenkenden Kreisen. Ihre alten sind ihr natürlich verschlossen, und sie hat auch gar nicht erst versucht, hineinzukommen. Und wo sie verkehrt, spricht man natürlich nicht über ihre — Ehe, aber jeder bewundert insgeheim ihren Mut und ihre Liebeskraft und —“

Jetzt war es an Frau Lore, spöttisch zu lachen: „Liebeskraft! Mut! Ist das Mut, wenn man sich fürchtet, für den geliebten Mann zu arbeiten und sich Beschränkungen aufzuerlegen? Ist das Liebeskraft, wenn man unbequeme Fesseln scheut, wenn man in der heiligen Verbindung zwischen Mann und Weib nur den Gemüth sucht, ohne auch die daraus erwachsenden Pflichten und Sorgen auf sich nehmen zu wollen? Nein, feige und egoistisch nenne ich das.“

Die kleine Frau hatte sich ordentlich in Hitze geredet, und Frau Heinemann und Frau Konsul Strauß wechselten einen fast verlegenen Blick miteinander.

„Braves, kleines Eheweib“, sagte ihre Kusine dann, aber der spöttische Ton klang nicht ganz natürlich. „Du bist noch zu fest in die alten, überlebten, philisterhaften Anschauungen verstrickt. Bei dir und deinem Mann mag es ja eine Ausnahme sein, aber sonst — bei Not und Sorgen fliegt die Liebe zum Fenster hinaus, und wenn dann noch Kinder handesgemäß erzogen werden sollen, dann haben die Eltern überhaupt nichts mehr vom Leben.“

„Was heißt das: nichts vom Leben haben? Gehen nicht gerade Kinder erst die reinsten schönsten Freuden? Mit ihnen lebt man eine zweite Jugend. Und die Liebe, die nur bei äußerer Sorglosigkeit handhält, die ist überhaupt niemals echt gewesen, nein, ich behaupte, gemeinsame Sorgen, gemeinsame Arbeit bindet ein Ehepaar erst recht fest zusammen, da zeigt sich erst, ob einer dem andern Opfer bringen kann. Kenne mich altmodisch und rückständig, ich bin froh, daß ich es bin. Aber die „neue“ Frau, deine Marie-Luise Arnold, ist sie denn wirklich ein Fortschritt?“

Frau Lore ist bald darauf abgereist. Ein leiser Mißton, eine veinliche Verlegenheit hatte sich seit jener Unterredung zwischen den beiden Frauen eingeschlichen. Das mahnte zum Aufbruch. Und dann war sie nun ja auch genügend erholt, gestärkt. Oder — hatte sie dessen überhaupt bedurft? War sie nicht von allem Anfang hier die Stärkere gewesen...?

Vermischtes.

* Haarfarbe und Gesundheit. Haarfarbe und Temperament, Haarfarbe und Seelenleben, Haarfarbe und Beruf usw., sind bereits in ihren inneren Zusammenhängen geprüft und der neugierigen Menschheit mitgeteilt worden. Nunmehr hat der ärztliche Inspektor der Schulen in der Grafschaft Worcestershire auch die Beziehungen zwischen Haarfarbe und Gesundheit auf Grund langjähriger Beobachtungen an Schulkindern untersucht, und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gekommen: am nervösesten sind die Kinder mit rotem Haar; sie sind am leichtesten erregbar, den größten Stimmungsschwankungen ausgesetzt. Aber sie sind auch die tüchtigsten, fleißigsten und aufmerksamsten Schüler, wenn auch der gute Wille oft ihre Kräfte übersteigt. Sonderbarerweise neigen die rothaarigen Kinder zu gewissen Krankheiten; so litten z. B. von 74 rothaarigen Knaben 17 an Rheumatismus und 16 an Tuberkulose; auf 81 rothaarige Mädchen kamen 27, die an Rheumatismus und 10, die an Tuberkulose litten. Doch waren die blonden Kinder mehr mit Rheumatismus, die Stabikinder dagegen mehr mit Tuberkulose behaftet. Am widerstandsfähigsten gegen über Krankheiten haben sich die blonden Kinder gezeigt, ihnen nahe kommen die brünetten, während die schwarzhaarigen mit den rothaarigen den größten Gesundheitschwankungen ausgesetzt waren.

Der Messer als Musikkritiker. Kam da in eine kleine Stadt des südlichen Frankreichs eine Operettentruppe. Darüber große Erregung unter den ehrwürdigen Stadtvätern. Man durfte doch diese gefährlichen Gesellen nicht ohne Aufsicht lassen! Aber — wer soll die Ueberwachung übernehmen? Der Bürgermeister lehnt es schlankweg ab; der Stadtschreiber nicht minder; zuletzt bleibt nur noch der kräftigste von allen, der Weisiger, ein Schlächtermeister von riesigem Leibesumfang, übrig der sich nach einigem Zureden zu der Aufgabe bereit erklärt. Acht Tage später ist wiederum Sitzung des löblichen Gemeinderates, und der Schlächtermeister erhält Bericht über seine Tätigkeit: „Ich habe mich“, versicherte er, „nur über ein Mitglied der Theatertruppe zu beklagen. Es erhob sich jeweils beim Beginn der Vorstellung vor den wackeren und fleißigen Musikanten, nahm einen kleinen Stock in die Hand und hampelte damit und mit den Armen in der Luft herum — ein richtiger Hampelmann. Ich habe acht Tage lang aufmerksam seine Bewegungen verfolgt, aber ich muß gestehen, daß der Kerl ein Faulpelz ist; er hat

keinen einzigen Ton gespielt.“ Und die Herren vom hohen Rat steckten die Köpfe zusammen, und der Bürgermeister begann: „Beobachten Sie den Kerl noch einige Tage weiter. Wenn er dann nichts tut, als was Sie uns erzählt haben, nun denn, — dann schmeißen wir ihn einfach hinaus.“

* Ein willkommener Gast. Der Appetit des Gastes war äußerst reger, und er ließ dem ausgezeichneten Essen, das ihm vorgelegt wurde, volle Gerechtigkeit widerfahren. Die kleine Tochter des Hauses sah ihm mit offenem Munde eine Weile zu. Schließlich lächelte sie ihm freundlich zu und sagte: „Ach, wenn Sie doch jeden Tag zu uns zum Essen kämen!“ Der Gast war sehr geschmeichelt. „Möchtest du das, mein Kind? Warum denn?“ — „Ja, wenn Sie so viel essen, dann würden wir nie am andern Tag was Kaltes kriegen!“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Ein erster Nachteil des Fremdwörterunsugs. In vielen Dingen waren wir Deutschen tatsächlich lange Zeit von Frankreich abhängig. Unsere weltlichen Nachbarn bestimmten, wie breit die Krampe des Hutes sein müsse, wie ein Zweikampf auszufechten sei, wie die Speisen aufeinanderzusetzen müßten; viele unserer Rürken und Vornehmen redeten und schrieben Französisch. Diese Uebermacht des Französischens ist gebrochen. Es ist aber eine Nachwirkung jener Verhältnisse, daß auch heute noch dort, wo unser Deutsch im Sprachengebiet mit dem Französischen zusammenstößt, die Sprache unseres Nachbarvolkes öfters als die vornehmere angesehen wird. Französisch ist da die Königsprache, Deutsch dagegen in der dienenden Stellung Aschenbrödel's. In Luxemburg, einem fast ein sprachigen, deutschen Lande, ist Französisch die Umgangssprache der vornehmen Kreise der Hauptstadt; der Wanderer, der nach Bern kommt, wundert sich über die angelegene Stellung des Französischen in der alten deutschsprachigen Fähringerstadt; in Mülhausen im deutschen Oberrhein sucht mancher zu Wohlstand emvorgekommene Deutsche seinen Aufstieg den andern dadurch klarzumachen, daß er Französisch spricht. Es kommen ja hier auch öfters politische Gründe mit in Frage — aber die Hauptsache ist doch: Französisch gilt als die vornehmere Sprache. Mit Recht klagen wir diese Volksgenossen des Verrates an unserer Volkstum an. Was sollen wir ihnen aber sagen, wenn sie darauf hinweisen, daß Tausende, die mitten in geschlossenen deutschen Sprachgebieten wohnen, durch reichlichen Gebrauch leicht zu vermeidender französischer Wörter die Vornehmheit des Französischen bekunden! Wir sind es dem Ansehen unserer Muttersprache gerade in den Grenzgebieten schuldig, sie rein zu halten. Wer aber bei uns verweilte Speisearten aussetzt, wer jungen Mädchen Tanzparten mit dem Aufdruck Valse, Tyrolienne in die Hand gibt, wer seine Höflichkeit durch merci und pardon bezeugt, wer im Vereinsleben heute noch von Klamation, Decharge, Legitimation, Zirkular spricht, gibt jenen recht, die im Gebrauch der französischen Sprache etwas besonders Vornehmes finden. Wir haben nur dann das sittliche Recht, von unseren Volksgenossen an der Sprachgrenze deutsche Rede zu fordern, wenn wir selbst unsere Muttersprache heilighalten. Mäßiger als derbe Scheltworte gegen die Französischlinge ist ihre Bekämpfung durch die Tat, durch ein von entbehrlichen Fremdwörtern sich frei haltendes Deutsch, das der Welt zeigt, daß unsere Muttersprache uns wirklich ein Delizium ist, daß unserer Meinung nach gerade reines, unverfälschtes Deutsch ein Zeichen wahrer Vornehmheit ist. (Rau (Zwickau).

Rösselsprung.

		we	re				
		sch	ten	du	st		
	le	teft	war	licht	bo	es	
bei	men	sich	en	freu	ge	an's	du
be	a	nen	die	daß	dich	ge	an
	die	so	ber	da	bein	bricht	
		nen	wenn	freust	einst		
		du	role				

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer: P u n s c h - B u n s c h.